

SUHRKAMP

JUGO

ILIJA MATUSKO



ROMAN

SV

JUGO

ILIJA MATUSKO

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Lübbke Naumann Thoben, Köln

Umschlagfoto: Julia Molin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-518-43310-2

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Jugo

1

Acht Jahre nach dem Friedensabkommen für Bosnien-Herzegowina hast du alle Verhandlungen abgebrochen und das Land, in das du vor über dreißig Jahren gekommen bist, wieder verlassen. An einem Novembormorgen bist du in deinen roten Mercedes gestiegen und losgefahren. Sie haben dir gesagt, dass du nicht fahren sollst. Dein bester Freund, meine Mutter. Doch an jenem Tag konnte dich nichts davon abhalten, deine Sachen zu packen und aufzubrechen, ein zweites Mal.

Vielleicht fiel dir der zweite Aufbruch leichter, weil du die Anspannung im Körper bereits kanntest, die sich über Tage hinweg so sehr verdichtet, dass die letzten Nächte nur noch schlaflos verbracht werden können. Vielleicht aber auch schwerer, weil der erste Aufbruch wieder hochkam, lebendig wurde im zweiten, den erneuten Entschluss infrage stellte, wieso jetzt abermals alle Zelte abgebrochen werden mussten, wozu dann das erste Weggehen gut gewesen war.

Du kannst mir nicht viel dazu sagen. Wir sitzen vor deinem Haus, als ich dich danach frage. Seltsam, denke ich, dass die Frage so viele Jahre gebraucht hat, um gestellt zu werden. Es ist noch früh am Tag, aber bereits drückend heiß und schwül, das Licht wie von Staub durchsetzt. Die Sonne liegt

hinter einer dünnen Wolkendecke, sodass ich hineinsehen kann. Über unseren Köpfen weiße Bettlaken, reglos an der Wäscheleine. Du sagst, du könntest dich an deine Reise nach Deutschland nicht mehr erinnern. Deine Hände zu einem Schweigen gefaltet.

Vor meinem inneren Auge habe ich immer eine Busfahrt gesehen, wie du mit anderen jungen Menschen aus dem Süden Jugoslawiens Richtung Deutschland fährst, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, in den Sitzen und an Fenstern klebend, die Namen deutscher Großstädte auf den Lippen, mit einem immer stärker werdenden Gefühl von Hoffnung und Zukunft in der Brust, je grauer und kälter es draußen wurde. Mit dem Bus hin, mit dem Mercedes zurück, so habe ich es mir vorgestellt.

»Ich glaube, ich bin geflogen«, sagst du. Dann stehst du auf, um die Wäsche abzunehmen. Weiße Rechtecke vor blau-grauem Himmel, die Leine gespannt von deinem Haus bis zur Garage, mit einem Seilzug zum Kurbeln, so als würdest du jeden Tag die weiße Fahne hissen. Ein Berg an Wäsche türmt sich ununterbrochen vor dir auf, von deinen Gästen, denen du dich Jahr für Jahr ergibst. Viele von ihnen kommen aus Deutschland. Du hast sie lange in ihrer Heimat bedient, jetzt bedienst du sie in deiner.

Ich besuche dich einmal im Jahr, für einige Wochen im Sommer. Jedes Mal holst du mich mit dem Mercedes ab, vom Busbahnhof oder vom Hafen. Noch bevor wir uns fragen, wie wir die letzten Monate verbracht haben, wie es uns ergangen ist, sprechen wir über ein anderes Familienmit-

glied. »Und, alles in Ordnung?« »Ja, er fährt noch, die Mechaniker hier tun alles, aber sie kriegen ihn nicht kaputt«, lachst du. Die Lüftung rattert, das Leder am Lenkrad ist abgewetzt, die Sonnenblende hängt schief. Der Mercedes ist in die Jahre gekommen. Ich vermeide es, nach Spuren des Alters in deinem Gesicht zu suchen. Würdest du länger in meins blicken, dann könntest du die Entfernung zwischen uns sehen, die Falten und Gebirge der 1600 Kilometer, die zwei Tage, die ich mit einer Jacke als Kopfkissen an der Scheibe des Fernbusses verbracht habe. Ich öffne das Beifahrerfenster einen Spalt. Etwas, das ich mich früher nicht getraut hätte. Die Müdigkeit und die Hitze kommen schlagartig in meinem Körper an, als würde jemand ein Laken über mich werfen. Obwohl wir uns ein Jahr lang nicht gesehen haben, möchte ich in diesem Moment nichts lieber, als die Augen schließen und schlafen. Hier und jetzt, mit zurückgedrehter Rückenlehne, während du stundenlang weiterfährst.

Die Fenster des Mercedes bleiben bei dir immer geschlossen, selbst wenn die Hitze im Inneren unerträglich wird und Feuerzeuge auf dem Armaturenbrett explodieren würden. Du meinst, du könntest dich sonst erkälten. Auch bei Regen überkommt dich die Furcht, die Nässe könnte dich krank machen, ein paar Tropfen genügen. Ein Mitbringsel aus deiner Zeit in Deutschland, wo dir das Wetter zusetzte und du unablässig krank warst. Gearbeitet hast du trotzdem immer, vierzehn Stunden am Tag. Eine Flasche Klosterfrau Melisengeist stets in deiner Nähe.

Die Tausenden Kilometer zwischen uns lege ich mit dem Bus, dem Zug und der Fähre zurück. Meine Angst vor dem Fliegen lässt mich nur selten ins Flugzeug steigen und die Zeit in der Luft auch nur mit Tabletten überstehen. Außerdem gefällt es mir, die Distanz zu spüren, die Berge zu passieren, die Stunden einer langen Reise in mich einsickern zu lassen. Auch du bist nicht häufiger als dreimal in deinem Leben geflogen. Die Strecke zwischen deiner ersten Heimat und deiner zweiten Heimat bist du stets mit dem Auto gefahren, fünfzehnstündige, nächtliche Fahrten über die Alpen bis ans Meer, auf Autobahnen und Küstenstraßen. Auf dem Weg hast du deine Eltern und Verwandte besucht, Geschenke in Plastiktüten verteilt und verstaут, Schnaps, Kaffee, Möbel und Werkzeug hin- und hergefahren, rauf- und runtertransportiert. Deine Eltern bestanden auf Marken aus Deutschland, deine Gäste auf Likör aus Jugoslawien. Ich hingegen bringe dir nie etwas mit.

An den Tag deiner Rückkehr kannst du dich in allen Einzelheiten erinnern. Ein kalter weißer Morgen im November. Über Nacht war der Winter über Bayern hereingebrochen, unerwartet und heftig. Die Autos, Wiesen und Dächer waren mit Schnee bedeckt. Der Anhänger, in den du am Tag zuvor alles verstaут hattest, war komplett eingeschneit. Du hast über eine Stunde gebraucht, um ihn freizuschaufeln und an den Mercedes zu koppeln. »Fahr nicht«, sagte meine Mutter zu dir am Telefon, »es ist zu riskant!« Du hast geantwortet, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauche, dass die Straßen in einer Stunde geräumt wären, auf den bayerischen Winterdienst sei Verlass.

Du hast deinen besten Freund angerufen, zugegeben, den einzigen, den du damals in Deutschland hattest, um dich zu verabschieden. Sogenannte Spezis, die hattest du in Bayern genug, solange du ihnen Freibier vor die Nase gestellt hast und die Sperrstunde nur für andere galt. Lukač, der in der Nähe ein Restaurant betrieb, war mehr als das. Auch er machte sich Sorgen. Du hast wiederholt, dass man sich auf den deutschen Winterdienst verlassen könne. Dann hast du deine dunkelblaue Sporttasche genommen, die Tür hinter dir zu- und den Schlüssel in den Briefkasten geworfen. Es hatte wieder angefangen zu schneien. Als du losfahren wolltest, haben die Reifen durchgedreht, du bist nicht von der Stelle gekommen. Du musstest aussteigen und Holzlaten unterlegen. Zwei Stunden später als geplant bist du schließlich losgefahren. Mit einer Hand an der Heizung, Schneeflocken im schwarzen Haar und dem heiligen Christophorus am Rückspiegel.

Ein Gedanke, der schon vor Jahren in dir zu pendeln angefangen hatte, zwischen Hier und Dort, zwischen Bleiben und Gehen, die Bergketten und Ländergrenzen überwindend, hatte dich immer weiter eingekreist und sich schlussendlich zu einer unumstößlichen Entscheidung verfestigt. Schluss, endlich. Wie damals, nur ganz anders. Weg von hier, noch vor dem Winter. Die warme Idee von Heimat, sie war noch zu spüren, aber so flüchtig und wechselhaft wie der in dieser Gegend herrschende Föhnwind.

Dachtest du an deine Jahre zurück, hast du dich in der Monotonie der sich wiederholenden Tage verloren, in einem Strudel aus jahrelanger Arbeit, der dir später wie ein end-

loser, rauschhafter Fiebertraum vorkam, das stundenlange Schneiden, Hacken, Braten, Rühren und Spülen, das sich stets mit einer Vorläufigkeit zu tarnen wusste: Ein Jahr noch, zwei Jahre, eine Saison, nur noch eine, dann ist Schluss.

Dein Anhänger bis zum Rand gefüllt mit Kommoden, Stühlen und Küchensachen, die noch zu gebrauchen waren. Geschirrspüler, Kühlschrank, Mikrowelle. In Zeitungspapier gewickelte Teller, Glasschüsseln und Biergläser. Als alles verstaubt war, hast du die Plane am Anhänger mit Haken und Ösen festgezogen, so fest wie deine Gedanken, damit nichts, nicht der geringste Zweifel, herausfallen konnte. Den Rest deiner Sachen hattest du direkt gegenüber in Müllcontainern entsorgt. Alles, was dir persönlich wichtig war, fand in deiner Sporttasche Platz: ein paar Fotos in Bilderrahmen, Jeans und Pullover von C&A, Odol-Mundwasser im Fünferpack, weil du davon eine gewisse Abhängigkeit entwickelt hattest und es die weißen Fläschchen mit dem geschwungenen Hals nur in Deutschland gab. Dein alter Tennisschläger aus Holz, ein Set an Boccia-Kugeln und die schwarzen Knöpfe, die sich vom Kochjackett abnehmen ließen und immer in einer alten Wattestäbchenschachtel lagen. Sie sahen aus wie kleine Schachfiguren, schwarze Bauern ohne Feld und König.

Zu den persönlichen Dingen gehörte auch die bayerische Uhr, die du einmal geschenkt bekommen hattest und die, wie für bayerische Uhren typisch, rückwärts lief. Auch die Zahlen auf dem Ziffernblatt waren in umgekehrter Reihenfolge angeordnet, sodass man im ersten Moment dachte, die

Uhr ginge falsch, und sich erst daran gewöhnen musste, sie richtig zu lesen. Mit der rückwärtslaufenden Zeit im Gepäck bist du also in deine Heimat zurückgekehrt. Deine Zeit in Deutschland war abgelaufen. Im Grunde war es jedoch keine Rückkehr, weil das Land, in das du hättest zurückkehren können, nicht mehr existierte.

Du kanntest den Weg in- und auswendig, wie im Schlaf. Irschenberg, Salzburg, Villach. Hinein in den Karawankentunnel, unheimlich in seiner Länge, düster und bedrohlich, als befände man sich auf einer Reise zum Mittelpunkt der Erde. Schmutzig oranges Licht, Turbinen an der Decke, ohrenbetäubendes Rauschen. Von den Bergen der Alpen irgendwann in die Berge des Velebit. Weiter nach Split, an die Küste Dalmatiens und schließlich, ab da immer die tiefblaue Adria im Seitenfenster, bis nach Dubrovnik. Doch die dir so vertrauten Namen und Orte und die das Ziel ankündigenden Schilder, zuerst in Blau, dann in Grün, am Ende in Gelb, konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass du nicht wusstest, wohin du fährst. Fort, weg, zurück, runter, nachhause, zum Mittelpunkt der Welt, zumindest deiner – all das stimmte. Und dennoch war da diese Ungewissheit. Sie hatte dich auch die letzten Nächte immer wieder aufgesucht, als du mit offenen Augen im Bett gelegen und ins Schwarz des Zimmers gestarrt hattest, bis Kommode und Schrank den Schemen einer dich umzingelnden Bergkette glichen. Nun saß die Ungewissheit hinten auf der Rückbank. Deine Fahrt war in der Tat riskant, allerdings anders, als meine Mutter es befürchtete.

Die letzte Wirtschaft, das Edelweiß, hattest du ein Jahr zuvor aufgegeben. Sie lag in einem kleinen bayerischen Dorf an der Grenze zu Österreich, mit Terrasse in sonniger Lage und Bergpanorama vor den Fenstern. Nur im Sommer herrschte Betrieb, wenn die Urlaubsgäste kamen, um die nahen Bergspitzen zu bestaunen, und bayerische Spezialitäten bestellten: Schweinsbraten, Knödel, Kaiserschmarrn. Kroatische Gerichte waren da schon längst von der Speisekarte verschwunden. Die Menschen gingen seit einer Weile lieber zum Chinesen oder Inder. Gäste aus dem Dorf betraten deine Wirtschaft und verhielten sich so, als wärst du bei ihnen zu Gast. Und andere, von weit her, aus Sachsen, Italien oder Japan, gaben dir das Gefühl, du seist hier zuhause. Du hattest den Pachtvertrag immer für ein weiteres Jahr verlängert, in der Hoffnung, im nächsten würde es besser werden, auch wenn dir der Anblick der Alpspitze vor dem Fenster zunehmend verhasst war. »Alptraumspitze« nanntest du sie einmal. Das Wettersteingebirge ragte zu allen Seiten mit schroffen Felswänden in die Höhe, das Dorf und seine Existenzen in dessen Schatten. An keinem Ort der Welt, nicht einmal in der Stadt, schien dir der Himmel so weit weg.

Irgendwann musstest du Vito, deinen Koch, ziehen lassen. Vito litt unter Heimweh, und das Geld reichte nicht mehr. Er kam aus Polen, trug einen Schnauzbart und hatte auf seiner Hand eine verblichene Tätowierung eines Vogels. Er trank viel, aber war ein guter, fleißiger Koch. Du sagtest oft, man müsse »solchen Leuten« helfen. Ich wusste nie genau, wen du damit meintest. Du mochtest ihn, ihr habt euch gut verstanden, nur ein einziges Mal war es zum Streit gekom-

men, als du ihn mit aufgemalten Strichen auf den Schnapskanistern im Keller überführt hattest. Vito warf die Pfanne gegen die Wand, lief wutentbrannt davon und rief, er wolle nachhause, mitten in der Nacht, zu Fuß. Zwei Stunden später stand er wieder vor der Tür. Ein halbes Jahr danach ging er dann wirklich. Du hast ihn zum Bahnhof gefahren. Vitos Vogel setzte sich ein letztes Mal auf deine Hand. Ihr habt euch verabschiedet, danach hast du nie wieder etwas von ihm gehört. Du weißt, was Abschied bedeutet. Wie er aussieht, wie er klingt, wie er sich anfühlt.

So hättest du es auch machen können, denke ich: alles stehen und liegen lassen. Noch ein paar Teller gegen die Wand werfen, Tür auf und raus.

Ob du eine tiefe und vielleicht schmerzhaftes Sehnsucht nach deiner alten Heimat verspürt hast, immer an zwei Orten gleichzeitig warst, in der Küche der Wirtschaft in Bayern und im Schatten eines Feigenbaums an der Adria, weiß ich nicht. Ich denke, ja. Doch Heimweh allein reicht nicht aus, um das Pendel in Bewegung zu bringen, in beide Richtungen ausschlagen zu lassen. Der starke Drang, an dem Ort zu bleiben, zu dem man vor langer Zeit aufgebrochen ist, an dem man sich seine Träume und Wünsche zu erfüllen erhoffte, in dem Land, in dem man nun schon den Großteil seines Lebens verbracht hat, dieser Drang ist es, der zwei Pole entstehen lässt, den Schmerz des Dazwischen, das Gefühl des Nicht-zuhause-Seins, selbst wenn man zuhause ist.

Erst spät und vielleicht immer noch nicht ganz habe ich den Gedanken zugelassen, dass du auch uns, meine Schwester

und mich, zurückgelassen hast. Als hättest du uns an einer Raststätte in Deutschland abgesetzt und wärst dann wieder in den Süden gefahren.

Einmal hingen wir uns an dich dran. Als du gehen wolltest, viele Jahre früher, nach einem heftigen Streit zwischen dir und unserer Mutter. Wir waren noch Kinder. Du hattest deine Sachen gepackt und im Flur gestanden, die Sporttasche über der Schulter. Meine Schwester und ich weinten, wir umklammerten deine Beine wie zwei Bäume, die nicht gefällt werden durften. Du kamst nicht von der Stelle. Also bist du geblieben, eine Weile, bis meine Schwester und ich größer waren. »Alt genug.« Jahre später hast du dich selbst ausgerissen wie eine Pflanze, die von Jahr zu Jahr überlebte, im falschen Gebiet, ohne zu wachsen. »Alt genug«, als würde es einen Zeitpunkt im Leben geben, an dem man aufhört, das Kind seiner Eltern zu sein.

Das letzte Jahr im Edelweiß hast du allein gearbeitet, du hast bedient und gekocht, warst alles in einer Person: Thekenkraft, Kellner, Koch. An Kirchweih waren plötzlich so viele Gäste da, dass du völlig überfordert warst und die Tür zusperren musstest, damit nicht noch mehr Leute hereinkommen. Im Jahr darauf, kurz bevor du endgültig schließen musstest, hast du dich auf den Ansturm vorbereitet, einen befreundeten Kellner zu Hilfe geholt und verschiedene Gerichte vorgekocht. Meine Schwester und ich standen hinter der Theke bereit, mit den Händen auf dem Rücken, den Blick zum Eingang gerichtet. Aber dieses Mal stand alles still.

Dieses Pendeln, dieses Gefühl des Dazwischen, es war schwer zu lokalisieren für dich. Es kam immer dann, wenn die Wirtschaft leer war. Irgendwo zwischen dem Stapel aus Kellnerblöcken, den aufgereihten Tablett, den Speisekarten und der glatten Silikonhülle über der Kasse, die sie vor Schmutz und einem Fettfilm bewahren sollte, lag sein Zentrum.

Ein Gartenhäuschen, am Rand eines Schrottplatzes, deine letzte Station. Der Wirt, bei dem du schließlich als Kellner angestellt warst, hatte es dir zur Verfügung gestellt und zog die Miete vom Gehalt ab. Eine kleine Hütte, die nie warm wurde, egal, wie viel man heizte, mit Wänden aus Holz und PVC-Boden, den du provisorisch mit Teppich ausgelegt hattest. Du hattest dir Mühe gegeben, die zwei winzigen Räume wohnlich einzurichten. Es blieb ein Haus zum Weggehen, nicht zum Bleiben. Einmal habe ich dich dort besucht, an einem Sonntag. Wir saßen auf dem Sofa, tranken Tee und kauten auf getrockneten Feigen herum. In mir nur Leere, keine Worte. Vor uns auf dem Tisch eine Menage mit Essig, Öl, Salz und Pfeffer wie im Restaurant. Ich nahm mir einen Zahnstocher und fummelte im Mund herum, obwohl ich nichts zwischen den Zähnen hatte. Nach zwei Stunden warf ich den Zahnstocher, in kleine Teile zerbrochen, in den Müll und machte mich auf den Weg zurück. Du gabst mir die Hand. Wir begrüßten und verabschiedeten uns immer so, mit Handschlag.

Ich wohnte zu dieser Zeit in München, nur eine Autostunde entfernt, aber ich fühlte mich weiter weg als jemals zuvor. Manchmal ertappte ich mich dabei, wochenlang kei-

nen einzigen Gedanken an dich oder meine Mutter gehabt zu haben. So wenig wie ich in eurem Leben vorgekommen war, weil ihr die ganze Zeit gearbeitet habt, so wenig kamt ihr nun in meinem vor. Ich war Anfang zwanzig, studierte als Erster in unserer Familie, schwebte durch Bücher, Filme und Theorien und glaubte alles, was mit meiner Herkunft und meiner Familie zu tun hatte, hinter mir gelassen zu haben. Ich hatte eine Linie zwischen mir und meinem alten Leben gezogen, alles jenseits davon war irrelevant, für mein neues Ich nicht von Bedeutung. Auch du. Wir sahen uns in dieser Zeit nur selten. Wenn wir telefonierten, alle paar Monate, dann waren es kurze, einsilbige Gespräche.

Einmal trafen wir uns noch, bevor du gingst. Ich wusste nicht, dass es unser letztes Treffen sein würde. Ich wollte deinen Anhänger ausleihen, um mit Freunden nach Holland zu fahren, für einen Kurzurlaub. Du hattest den Boden mit Matratzen ausgelegt, ich legte Schlafsäcke dazu. Du meintest, dass du selbst schon einige Male darin übernachtet hättest. Ein paar Tage schliefen meine Freunde und ich in deinem Anhänger wie in einer dunklen Höhle. Auf dem Rückweg stellte ich den Anhänger mitten in der Nacht bei dir ab und fuhr zurück in die Stadt.

Als du mir in einem Telefonat schließlich erzähltest, dass du Deutschland verlassen und nach Kroatien gehen würdest, regte sich nichts in mir. Ich verspürte weder Trauer noch Schmerz über den bevorstehenden Abschied, über die räumliche Trennung, die die emotionale nur bestätigte. Schon seit einiger Zeit lebte ich in dem Gefühl einer stillen Einsicht, dass ich es geschafft hatte, das in unserer Familie lie-

gende Muster der Entfremdung freizulegen und die zentrifugalen Kräfte zu akzeptieren, die die Menschen, die vom Leben nur zufällig in einen gemeinsamen Behälter geworfen wurden, irgendwann auseinandertrieben, wenn sie ehrlich genug waren, diesen Fliehkräften nachzugeben. So dachte ich damals. »Das kann ich gut verstehen«, sagte ich während unseres Telefonats zu dir, mehr nicht.

Nach dem Moment der Entscheidung, in den Stunden des Übergangs, verwandelte sich das Gartenhäuschen am Rand des Schrottplatzes zu deinem Haus, zu einem Ort in deinem Leben. Erst da konntest du sehen und dir begreiflich machen, dass du dort tatsächlich gewohnt und gelebt hattest, und diesen Ort schließlich innerhalb weniger Stunden hinter dir lassen. Wie die Male zuvor. Wie alles andere auch. Du zähltest nicht die Jahre, du dachtest nicht an die Tausenden Schnitzel, die du geklopft und gebraten hattest, nicht an die Millionen Pommes, die du frittiert hattest. Würde man sie aneinanderlegen, reichten sie gewiss bis über die Alpen.

An der slowenischen Grenze wurdest du, wie immer, rausgezogen und musstest den halben Anhänger ausräumen und seinen Inhalt vor dem Grenzbeamten auf die Straße stellen. Kommode, Stühle, Tisch, als wolltet ihr ein Theaterstück unter freiem Himmel aufführen. Dann durftest du weiterfahren. Kurz vor dem Ziel bist du von einer Grenzkontrolle in die nächste geraten. Auf dem Weg in den Süden, wo das Land schmaler wird, die Berge immer näher rücken, wo sich Küstenstraße und Küstenorte in einen immer engeren Korridor drängen, musstest du zweimal die